

Erfahrungsbericht University of Connecticut School of Law Non-Degree Exchange Fall 2008

Der Studienaufenthalt an der University of Connecticut School of Law in den USA gehört wirklich zu einer der besten Erfahrungen in meinem Leben und das meine ich wirklich so. Ich denke gerne an den weißen Sandstrand von Neu-England zurück an dem es sich so wunderbar Sonnen lässt oder an das helle Hauptgebäude der Law School, das ein wenig an Hogwarts erinnert, oder die endlosen Abenden mit Studentinnen und Studenten aus so vielen unterschiedlichen Ländern wie die UN-Mitglieder hat.

Aber nun einmal von Anfang an. Als ich mich Anfang 2008 für einen der zwei freien Studienplätze in den USA bewarb, rechnete ich mir eigentlich nicht allzu große Chancen aus, war doch der Andrang sehr groß. Mein Englisch erschien mir auch nicht gerade „verhandlungssicher“, wie es in vielen Stellenanzeigen verlangt wird. Mit ein wenig Vorbereitung, gutem Mut und natürlich Glück, schaffte ich es dann aber doch, was beweist, dass man es einfach versuchen sollte mit der Bewerbung. Bloß nicht schnell resignieren also.

Als sich die FU für mich als einen der zwei Amerikastudenten entschied, bekam ich eine Mail mit der Nachricht, dass ich mir um die Organisation für die Reise erst einmal gar keinen Kopf machen solle und sich bald UConn melden würde. So war es denn auch bald. Blanche Capilos meldete sich im Namen von UConn, überbrachte mir noch einmal Glückwünsche und fing damit an, was sie bis heute gerne macht, nämlich mir zu helfen, wenn ich ein Problem habe.

Blanche ist eine wunderbare Frau. Sie organisiert das internationale Programm vom UConn-Law, das heißt sie legte ihre schützende Hand über die 30 internationale Studenten und Studentinnen aus China, Tibet, Russland, Guatemala, Venezuela, Kanada, Ghana und vielen anderen Destinationen. Blanche kümmert sich um wirklich alles und ihr erklärtes Ziel, ist das Leben und die Eingewöhnung der internationalen Studentinnen und Studenten zu vereinfachen. Dazu gehört natürlich auch eine Einladung in ihr wunderschönes Haus zu „Thanksgiving“, Organisation von Reisen oder Treffen in Restaurants.

Blanche organisiert für gewöhnlich auch Wohnungen für internationale Studierende. Um eine Wohnung für mich werde sie sich schon kümmern, schrieb Blanche mir auch gleich hilfsbereit. Ich hätte erst einmal nicht mehr zu tun, als mich um ein Visum zu kümmern. Das tat ich dann auch, ohne Probleme, buchte einen Flug und bekam kurz vor der Abreise eine Nachricht von Blanche, dass eine Wohnung für mich für \$ 750 bereit stehen würde. Ich sagte zu und bekam dafür eine sehr schöne möblierte Zwei-Zimmerwohnung in unmittelbarer Nähe der Uni. Kurz darauf stieg ich in den Flieger und war 12 Stunden später in Hartford, Versicherungshauptstadt der Welt.

Hartford liegt etwa zwei Busstunden (40 Dollar round trip) von New York entfernt. Connecticut ist der reichste Staat der USA, doch Hartford hat leider seine besten Tage hinter sich und gehört angeblich zu den ärmsten Städten der USA. Die Innenstadt besteht aus riesigen Bürowolkenkratzern, die so typisch sind für jede amerikanische Stadt. Nachts ist die Innenstadt ausgestorben und tagsüber fährt man als normaler Bürger oder Bürgerin wohl nur ins Zentrum,

wenn es ein Basketballspiel der „UConn-Huskies“ gibt. Glücklicherweise liegt die Law School nicht im Stadtzentrum sondern an der sicheren und gemütlichen Peripherie, grenzend an West-Hartford, dass bezeichnender Weise zu den reichsten Städten von Connecticut zählt und mit seiner 50er Jahre Heileweltarchitektur an das Film-Set der „Truman Show“ erinnert.

Nachdem ich vom Flughafen von Ibrahim, einem saudi-arabischen Studenten, abgeholt und in meine Wohnung gefahren wurde, zog ich erst einmal die Luft ein und hielt einen Moment inne. Dann ging es richtig los. Die nächsten Tage verbrachte ich damit, unzählige neue interessante Menschen kennen zulernen, darunter auch viele internationale Studenten und Studentinnen und machte mich auf der Suche nach guten Ausgelmöglichkeiten. Nach dem ich also die ersten Tage ins volle Leben gegriffen habe fing gleich danach schon die Law School an.

Zuerst gab es ganz viele Einführungsveranstaltungen. Aus dieser Zeit habe ich in etwa ein Dutzend Klebeschilder mit meinem Namen und dem Zusatz „exchange student“. Der Sinn dieser Schilder ist, dass man auf Veranstaltungen zielgerichtet auf fremde Menschen zugeht, um selbstbewusst sagen zu können „Hey Paul, how is it going?“. Die Uni versuchte sehr viel, den Studenten zu helfen, soziale Kontakte zu knüpfen.

Der ideale US-Anwalt oder die perfekte US-Anwältin aus dem Bilderbuch verstehen es, gut mit Menschen umgehen zu können, etwas von Psychologie zu verstehen, also ein guter Propagandist zu sein und nebenher natürlich ein fantastischer Jurist zu sein. Die Law School versucht, diese „soft skills“ zu fördern. Generell würde ich sagen, dass auf einer amerikanischen Law School Privates und Lernen eng miteinander verbunden sind. So gibt es unzählige „Free Pizza Events“, wo Kontakte geknüpft werden. Die Law School organisiert natürlich auch eine große „Halloween-Party“, „Spring“, „Summer“ und „Fall Balls“ und Baseball-Übertragungen vor dem riesigen Schulfernseher.

Die Einführungsveranstaltungen nahmen ihren Lauf und wir wurden in die ominöse „Case Law Method“ und das Geheimnis des „Case Brief“ eingeführt. Amerikanisches Recht ist traditionell Richterrecht und die Studenten und Studentinnen lernen Recht nicht anhand von Gesetzbüchern wie wir sondern mit Hilfe von Fällen, die sie für die Unterrichtsstunden in einem „Case Brief“ aufarbeiten. Das Kurrikulum ist dabei nicht allzu sehr von der Law School vorgegeben, sondern die Studentinnen und Studenten können sich selber die Fächer aussuchen. Zwar gibt es im ersten und zweiten Semester einige Pflichtkurse, wie „Contracts“, „Torts“, „Property“ und „Constitutional Law“, ansonsten aber steht es den Studenten und Studentinnen frei, sich Kurse auszuwählen, die in den individuellen Interessenbereichen fallen.

Angeboten werden neben exotischen Fächern wie „Indian Taxation“, das von Glückspielbesteuerung in den Exklaven der amerikanischen Ureinwohner handelt, auch viele internationalrechtliche Kurse oder klassische US-Kurse wie "Administrative Law" oder "Evidence". Pro Semester werden meistens 4 Kurse gewählt, aber internationale Studenten und Studentinnen wählen oft auch weniger. Ich entschied mich für "Contracts", "Business Organisation", "International Law", "International Human Rights" und bin damit sehr gut gefahren, da ich einen guten Einblick in das Common Law gewann und gleichzeitig Erfahrung für den Schwerpunktbereich „Internationalisierung der Rechtsordnung“ sammelte.

Die erste Unterrichtswoche fing an und ich musste feststellen, dass das die Law School ganz anders läuft als das Leben an der FU. Die Schule ist erst einmal viel kleiner (ca. 600 Studenten) und demnach ist die Studentendichte in den Klassen auch viel geringer. Ich fand mich schnell in einer Klasse mit 20 anderen Studenten und Studentinnen wieder und wurde von freundlichen Professorinnen und Professoren unterrichtet, die in OxfordYalePrinceton studiert haben und später ihren Doktor dort machten. Der Unterricht läuft anders ab als bei uns in Deutschland. Wie ich eben schon schrieb, die Studenten und Studentinnen müssen sich auf den Unterricht vorbereiten. Dafür gibt es Bücher, die man für ein kleines Vermögen im Uni-Shop kauft. Diese Bücher bestehen fast komplett aus Fällen, die die Studentinnen und Studenten geflissentlich lesen und die Probleme herausarbeiten.

So hat man, wenn man den Klassensaal betritt, schon einen sehr guten Plan von dem, was nun in den nächsten 90 Minuten abgefragt werden wird. Der jeweilige Professor oder die Professorin geht nun Schritt für Schritt die Fälle durch. Dazu ruft er Studenten oder Studentinnen auf, die seinen Fragen Rede und Antwort stehen müssen. Dieses Frage-Antwort Spiel soll auf die Realität im Gericht vorbereiten, wo sich die gegnerischen Anwälte mit unendlichen Fragetiraden bekriegen. Der Unterricht in einer Law School wird also hauptsächlich durch die Partizipation der Studenten gefüllt, der Professor wirkt mehr als Dirigent, der den ganzen Ideenstrom in eine effektive Richtung lenkt.

Wundersamer Weise funktioniert dieses Konzept - sogar sehr gut. Das mag erstens daran liegen, dass die Studentinnen und Studenten überraschend gut vorbeireitet sind (was sich durch die hohen Studiengebühren von bis zu 20.000 Dollar pro Semester erklärt) und zweitens die Professorinnen oder Professoren den Unterricht sehr straff führen und wirklich tolle Arbeit machen. Ich habe es sehr selten erlebt, dass der Unterricht darunter gelitten hat, dass es zuviel Beteiligung seitens der Studenten gab. Das ganze Konzept, also dieses Frage-Antwort Spiel, nennt sich hochtrabend „Socratic Method“ und soll natürlich an den griechischen Philosophen Sokrates erinnern, der seine Mitmenschen mit ständigen Fragen löcherte, um sie zum selbständigen Denken zu zwingen. Glück für uns internationale Studenten und Studentinnen: Die Professoren und Professorinnen halten sich auffallend zurück, uns am Anfang mit Fragen zu bombardieren. Denn sie wissen, dass das Studieren in einer fremden Sprache eine große Herausforderung ist und versuchen uns daher so weit wie möglich zu motivieren und nicht vor allen Augen im Classroom zu degradieren.

Zusätzlich ist noch interessant zu wissen, das Recht bei weitem nicht so formalistisch gelehrt wird wie bei uns in Deutschland. Die Fälle sind meist sehr praxisnah. Eine amerikanische Entscheidung liest sich anders als eine deutsche. Geht es im römischen Recht, dass in Deutschland bekanntlich adaptiert wurde, immer um die Auslegung des Willens des Gesetzgebers, ist der Wille des Gesetzgebers nur eine Säule eines amerikanischen Urteils von vielen. Da Richterinnen und Richter im „Common Law“ Rechtskreis traditionell vom Staat relativ unabhängig sind und „Equity“, also naturrechtliche Billigkeitsgrundsätze eine große Rolle spielen, sind die Richter und Richterinnen freier in ihren Argumentationen als ihre deutschen Kollegen.

Da kann es auch einmal passieren, dass ein witziges Zitat von Shakespeare über Poltergeister in einer Entscheidung über arglistige Täuschung durch Unterlassen auftaucht. Darüber hinaus spielt die systematische oder grammatikalische Auslegung keine allzu große Rolle. Vielmehr geht es in den Urteilen um das Aufspüren von Interessen und ihrem, im rechtsphilosophischen Ideal, gerechten Ausgleich. Amerikanische Justiz ist eher Interessenjurisprudenz, römisch-rechtliche eher Begriffsjurisprudenz, um die Terminologie von Rudolph von Jhering zu gebrauchen.

Aber zurück zum täglich Brot in einer amerikanischen Law School. Die Leserin oder der Leser mag fragen, ob es den überhaupt möglich ist, gegen die so starke Konkurrenz der amerikanischen Studenten bestehen zu können, die nicht nur höllisch viel lernen sondern auch Muttersprachler sind. Meine Erfahrung ist, dass man seine Hausarbeiten machen muss und einfach sein Bestes geben sollte ohne sich dabei in Grund und Boden zu arbeiten und die Freude zu verlieren. Macht man das, passt schon alles. Die Sprache wird im Fluge gelernt und Erfolgserlebnisse im Klassenraum stellen sich von ganz alleine ein, wenn man am Ball bleibt.

Mir hat auch sehr geholfen, dass ich auf die Menschen zugegangen bin, Fragen gestellt habe und ein bisschen etwas über mich erzählt habe. Die Amerikaner lieben selbstbewusste „foreigners“ und die meisten Studentinnen und Studenten freuen sich wirklich, wenn man etwas über sein Land, also Deutschland spricht, ohne dabei natürlich zu sehr in die Details zu gehen. Was ich wirklich sagen muss, ist, dass mir das Zusammenleben mit den Amerikanern und Amerikanerinnen sehr viel Spaß gemacht hat. Viele sagen ja, dass ihnen die typische amerikanische Freundlichkeit auf die Nerven geht, weil sie ja angeblich nur Heuchelei ist, aber ich habe ganz andere Erfahrungen gemacht. Na klar, auch in Amerika gibt es schlechte Menschen, aber die gibt es wohl leider überall.

Soviel Gastfreundschaft und Höflichkeit wie in Hartford habe ich aber vorher noch nie erlebt und das obwohl Neu-England in der ganzen USA als Hort der Unfreundlichkeit verschrien ist. Wenn ich alleine daran denke, wie sich Blanche um uns internationale Studenten gekümmert hat, da bangte ja schon meine Mutter um ihren Sonderstatus. Oder wie ich zu „Thanksgiving“ von völlig fremden Kommilitonen zum Essen eingeladen und Junge, war das ein tolles Menü! Oder all die Reisen, die die Law School für uns organisiert hat, nach New York und Washington, natürlich alles umsonst! Man sollte auf jeden Fall nach UConn –Law, will ich damit sagen, aber meine Intention ist dem Leser und der Leserin ja sowieso schon ins Auge gefallen.

Bevor ich aber alle diese Sachen erlebte fing die Law School erst einmal an und dann verging die Zeit wie im Fluge. Ich lernte immer neue interessante Menschen kennen, lernte sehr viel, machte Sport und verbrachte viel Zeit mit Freunden und Freundinnen und für Ausflüge und schlief eher wenig. Es war also alles wunderbar und wenn ich doch mal irgendwelche organisatorischen Sorgen hatte, griff mir die Law School, d.h. Blanche, unter die Arme. Zu den Kosten ist folgendes zu sagen. Der Kostenumfang für Unterkunft liegt zwischen 400 und 900 Dollar monatlich ganz nach Anspruch und Vakanz auf dem Wohnungsmarkt. Für Verpflegung und Ausgehen habe ich wohl monatlich zwischen 500 und 600 Dollar ausgegeben, wobei ich auch ein wenig über meine Verhältnisse gelebt habe, sprich jeden Tag Essen gegangen bin. Es geht also sicherlich noch billiger, wenn man sich ein wenig zurückstellt.

Ich könnte jetzt noch viel mehr erzählen, wie toll alles war. Wie unsere Gruppe abends durch Georgetown in Washington gezogen ist und einer holländischen Freundin ein Liebesständchen in einem Lokal von einer Big Band gesungen wurde. Oder wie der Völkerrechtler Mark Janis den amerikanischen Professor aus dem Bilderbuch verkörperte: Mit einem Baseball-Metapher so oft es eben ging. Oder wie ich von amerikanischen Studentinnen und Studenten wirklich überall hin eingeladen wurde: Vom Rodeo bis zum Road-Trip. Wie auch immer, die schönen Erfahrungen die ich gemacht habe würden den Rahmen dieses Berichts sprengen. Natürlich war nicht alles rosarot und auch die Amerikanerinnen und Amerikaner haben ihre Macken, aber ihr Optimismus und ihre Gelassenheit und oft ihre Gastfreundschaft sind eine Goldmine, selbst wenn man bedenken muss, dass vieles auch Show ist.

Man kann in der kurzen Zeit in den USA so viel über das Leben lernen. Wie unterschiedlich die Sitten und Gebräuche doch sind. Wie unterschiedlich Sprache verwendet wird und Amerikaner und Amerikanerinnen längst nicht alles so meinen, wie sie es sagen. Wie sollte man als Deutscher auf die Idee kommen, dass „He is a terribly nice guy“ in etwa soviel heißt wie: „Er ist so ein Idiot und ich will ihn nie wieder sehen“ und man auf „How are you“, das in etwa so gebraucht wird wie das deutsche Wort „Hallo“, einfach wieder mit „How are YOU?“ antwortet. Also eine Frage mit einer Frage beantworten. Das ist Wahnsinn! Interessant war auch zu bemerken, dass Amerikaner und Amerikanerinnen eine ganz andere Mimik haben. So ist ihre Mimik viel lebhafter und vermeintlich echte Gefühle lassen sich direkt aus dem Gesicht ablesen. Kommt man dagegen nach Deutschland zurück, meint man, dass die meisten Menschen ein versteinertes Gesicht haben und auch die Brötchenfrau über die Frage wie es ihr denn gehe, sich einfach nicht freuen mag.

Zusammenfassend muss ich sagen: Die Zeit in Hartford war wirklich großartig. Ich habe mein Leben am Strand von Long Island verlebt, aber auch hinter dicken Büchern, die man aber gerne liest. Ich habe sehr viele tolle Menschen kennen gelernt, mit denen ich immer noch im Kontakt stehe und die mich auch in Berlin besuchen und habe darüber hinaus im rechtsphilosophischen Bereich, also der Frage was Recht überhaupt ist und was Normen für einen Sinn haben, viel gelernt, was mir auch für das Studium in Deutschland hilft.

Die von mir gewählten Kurse helfen mir nun auch für den Schwerpunkt „Internationalisierung der Rechtsordnung“. Dank der tollen Unterstützung durch die Law School habe ich ferner ein sehr gutes Englisch gelernt, was mir nun die Türen für Stipendienprogramme und Praktika öffnet. Das Semester an UConn-Law ist also eine ausgezeichnete Möglichkeit, Sinnvolles mit sehr viel Spaß zu verbinden. Was will man eigentlich mehr?